

# MICHAEL KÖHLMEIER

## Abendland

ROMAN  
HANSER



»Ohne dich wäre ich nicht, was ich bin. Er hätte gefragt: Und was bist du? Was für eine andere Antwort wäre mir geblieben, als ihm die gleiche Frage zu stellen? Und was hätte er geantwortet? Er weiß, daß ihm etwas widerfährt, aber er weiß nicht, was es sein wird; und er weiß noch weniger, ob es gut oder schlecht sein wird.«



Hanser eBook

Michael Köhlmeier

# Abendland

Roman

Carl Hanser Verlag

ISBN 978-3-446-24197-8

© Carl Hanser Verlag München 2007

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen  
finden Sie unter [www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf [www.facebook.com/HanserLiteraturverlage](http://www.facebook.com/HanserLiteraturverlage) oder  
folgen Sie uns auf Twitter: [www.twitter.com/hanserliteratur](http://www.twitter.com/hanserliteratur)

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

# **Inhalt**

Intro

## **Erstes Buch**

Erster Teil: Lans

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Zweiter Teil: Europa

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Achtes Kapitel

## **Zweites Buch**

Dritter Teil: Tintendunkles Amerika

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elfes Kapitel

Zwölftes Kapitel

Interlude

Vierter Teil: Adonai

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

Fünfzehntes Kapitel  
Sechzehntes Kapitel

**Fadeout**

**Dank**

*für Monika*

*für Oliver*

*für Undine*

*für Lorenz*

*für unsere liebe Paula*

## **Intro**

Meinen ersten Hund mit blauen Augen sah ich, da war ich neun. Ich spazierte mit Carl und Margarida über die Kärntnerstraße, vor dem Kaufhaus Steffl lag er, an einen Fahrradständer gebunden, wartete auf seinen Herrn oder seine Dame, die vielleicht Geschenke einkauften, denn es war kurz vor Weihnachten. Um ihn herum hatte sich ein kleiner Kreis von Menschen gebildet. Eine Frau schob ihr Töchterchen nach vorn und sagte: »Schau ihn dir an, er ist der Schönste!« Der Hund stemmte sich auf die Vorderpfoten, richtete sich langsam auf und kam heran, soweit es seine Leine zuließ. Die Frau hielt ihm ihr Mädchen entgegen, als habe sie es nur für ihn so herausgeputzt, das rosa Mäntelchen, die rosa Stiefelchen und die rosa Schleifen an den Zöpfen. Aber der Hund mit den blauen Augen hatte kein Interesse an der Frau und keines an dem Kind; er hob den Kopf und blickte Carl an. Nur ihn. Pfeilgerade in seine Augen starrte er. Und Carl starrte zurück. Und die Leute blickten von Carl zu dem Hund, von Carls blauen Augen zu den blauen Augen des Hundes. Ich stellte mich vor Margarida, sie zog ihre Handschuhe ab und wärmte meinen Nacken mit ihren Händen. »Gleich zeigt er uns etwas«, flüsterte sie mir ins Ohr. Carl bewegte seinen Kopf langsam nach links, der Hund folgte mit seinem Kopf; Carl bewegte den Kopf nach rechts, der Hund zeichnete seine Bewegung nach. Und wieder hin und wieder her. Nun schritt Carl den Halbkreis ab, erst nach rechts, dann nach links – der Hund folgte ihm mit gespannter Leine. Am Ende standen sie sich wieder gegenüber und blickten einander in die Augen. Carl ging in die Hocke und beugte sich weit vor, so daß sein Gesicht nahe bei der Nase des Hundes war. Der Hund gab keinen Laut von sich, er schloß langsam die Augen, öffnete sie wieder. Er bewegte den Kopf zur Seite, auf eine Art, die wie ein lässiges »Komm mit!« aussah. Das war sehr komisch. Die Frauen lachten und klatschten, und die Frau mit dem Mädchen

strich sich die Haare aus der Stirn. Carl war hingerissen. Laut, so daß es jeder hören konnte, sagte er: »Ja, er ist das schönste Tier, und ich gefalle ihm. Ich gefalle ihm! Was bedeutet das? Bitte, was bedeutet das?« Und Margarida sagte, ebenfalls laut, so daß es alle hörten: »Daß auch du der Schönste bist, was denn sonst?«

Als wir zu Hause in der Penzingerstraße waren, erzählte Margarida alles haarklein meinen Eltern. Sie drängte Carl, sich vor den hohen Spiegel in unserer Garderobe zu stellen und seinen Kopf zu bewegen, wie er ihn vor dem Hund mit den blauen Augen bewegt hatte.

»Warum soll ich das tun?« fragte er.

»Damit du dich siehst, wie er dich gesehen hat«, antwortete sie.

»Ich habe ihm gefallen«, sagte Carl. »Ich habe ihm tatsächlich gefallen.« Und er bewegte sich vor dem Spiegel und schnitt Grimassen, einmal war er der Hund, einmal war er er selbst.

Als Carl und Margarida gegangen waren, sagte meine Mutter: »Seine Eitelkeit ist bisweilen unerträglich«, und mein Vater pflichtete ihr ausnahmsweise bei. Ich aber dachte: Das stimmt doch nicht! Wer außer diesem Mann kann sich so schön freuen, daß ein Tier ihn schön findet! Und das sagte ich auch. Ich sah meinen Eltern an, daß sie nicht wußten, was sie denken sollten, ob sie über mich drüberfahren oder ob sie sich für ihre Kleinkariertheit schämen sollten.

»Seine Eitelkeit ist zugegebenermaßen raffiniert«, sagte mein Vater, und es klang wie ein Vorschlag zur Versöhnung. Vor allem aber klang es ängstlich. Alles, was mit Carl zu tun hatte, ließ meinen Vater ängstlich sein.

# **Erstes Buch**

# **Erster Teil: Lans**

## **Erstes Kapitel**

### **1**

Heute vor einem Jahr, am 18. April 2001, starb Carl Jacob Candoris. Er wurde fünfundneunzig Jahre alt. Bis zu seiner Emeritierung war er als Professor für Mathematik an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck tätig gewesen. In den letzten Jahren seines Lebens wohnte er in dem Dorf Lans oberhalb der Stadt in einer Villa am Fuß eines felsigen Hügels. Wenn er, wie er es liebte, auf der Wiese saß, in seinem von den Jahreszeiten versilberten Korbsessel, konnte er auf einen See und einen Berg sehen und hatte den Tannenwald im Rücken.

Wenige Wochen vor seinem Tod rief er mich an meinem Handy an und sagte: »Sebastian, bist es du?«

Und ich sagte: »Ja, ich bin es.«

Und er: »Deine Stimme klingt anders.«

*Seine* Stimme hatte den soliden, elastischen Tonfall, an den ich mich erinnerte, ironisch eingefärbt wie immer. Niemand hätte so eine Stimme einem Mann seines Alters zugetraut. Wir hatten uns zwei Jahre lang nicht mehr gesehen und auch nicht miteinander telefoniert; und das war eine ungewöhnlich lange Zeit.

»Ich habe«, sagte er, »gerade Inventur gemacht, und du bist der einzige Mensch von all jenen, die ich geliebt habe, der noch lebt.«

Ich dachte: So teilt er mir mit, daß er bald sterben wird. Als ich mein Handy zuklappte, geriet ich so sehr in Aufregung, daß ich der Schwester klingelte und sie bat, mir ein Beruhigungsmittel zu geben. Erst in der Nacht, als die Wirkung nachließ und ich auf den matten Lichtstreifen starrte, der das Fenster hinter den Vorhängen nachzeichnete, gestand ich mir ein: Nicht der Gedanke, daß mein Freund den Tod kommen sah, hatte mich derart aus der Fassung gebracht, sondern die absurde Empörung darüber, daß er überhaupt sterblich war.

Ich lag in Innsbruck im Krankenhaus, die Prostata war mir herausgeschnitten worden. Meine Stimme hörte sich in Folge der Intubationsnarkose wohl etwas rostig an. Bei einer routinemäßigen Blutuntersuchung im vorangegangenen November hatte der Computer ein Sternchen hinter meinen PSA-Wert gesetzt, was bedeutete, daß dieser zu hoch war. Eine Biopsie wurde durchgeführt, der Befund der histologischen Untersuchung war positiv: Krebs in einem frühen Stadium. Nach dem Autounfall vor fast zwanzig Jahren meinte ich nun zum zweitenmal in die schwarzen Augenringe zu blicken. Mein Arzt riet mir, mich in Innsbruck operieren zu lassen, dort habe man die besten Handwerker unter Vertrag.

Carl sagte, er habe gespürt, daß ich in seiner Nähe sei; inzwischen getraue er sich auch, seine Ahnungen vor sich selbst einzugeben, er habe nicht mehr die voltairesche Kraft zu behaupten, er sähe nichts, wenn er über den Grenzbalken schaue; außerdem sei es beinahe schon unschicklich, in seinem Alter an der Vorbestimmtheit der Ereignisse zu zweifeln. Ich für mein Teil hatte im Zug nach Innsbruck an ihn gedacht; mit schlechtem Gewissen freilich, weil ich mich so lange nicht bei ihm gemeldet hatte, und mit dem bangen Gefühl, er könnte vielleicht gar nicht mehr am Leben sein; und: mit einer paradoxen vorausseilenden Enttäuschung – er könnte vor seinem Tod niemanden beauftragt haben, mich nach demselben zu informieren.

Nach zehn Tagen entfernte Dr. Strelka, mein Operateur, den Katheter, und ich wurde mit »den besten Aussichten auf Heilung« aus der Klinik entlassen. Ich fuhr hinauf nach Lans, und Carl und ich verbrachten unsere letzte gemeinsame Zeit. Ich richtete mich auf der Couch neben seinem Lehnstuhl ein; er erzählte, ich erzählte; wir hörten Musik und ließen uns von seiner Haushälterin und seiner Pflegerin verwöhnen. Letztere, Frau Mungenast, erlaubte ihm nur wenige Schritte, aber auf diese bestand er. Wenn er eine CD aus dem Regal nehmen wollte, faßte ich ihn an seinen Händen, die zart waren wie Reisig, und zog ihn aus seinem Sessel oder aus dem Rollstuhl hoch. Er dirigierte sich ins Gleichgewicht, wie ein Balanceur auf dem Hochseil; und stand schließlich, ruhig, gerade, als wäre er bereit, alle Ehren in Empfang zu nehmen. Sein Haar war weiß und noch voll und durchzogen von blaßgelben Streifen, die an seinen ehemaligen blonden Stolz erinnerten;

stets hatte er es länger getragen, als es der Gepflogenheit seines jeweiligen Alters entsprach. Einen Meter neunzig war er groß, und nun, da er vom Alter und von seinen Leiden ausgezehrt war, erschien er mir größer denn je. In seinem hohen, schlanken, filigranen Körper war ein stählernes Gerüst eingesetzt. Hatte ich in den Jahren und Jahrzehnten denn nichts bemerkt? Irgendwann wurde dieser Körper nur noch von der Idee eines Stolzes gehalten. Die Muskulatur des Oberkörpers und der Oberarme bereitete ihm seit vielen Jahren Schmerzen. Anfänglich hatte er sich massieren und akupunktieren lassen, es hatte nichts genutzt, und die Ärzte fanden nichts, und tatsächlich ergab sich keine Verschlechterung. Mehrere Jahre hatte er an einer chronischen Speiseröhrenentzündung herumlaboriert, Vernarbungen waren zurückgeblieben, das Essen wurde dadurch zu einem Problem. Er war an der Hüfte operiert worden, mehrere Male, schließlich war ihm ein Gelenkskopf aus Titan eingesetzt worden. Zwei Krebsoperationen hatte er hinter sich gebracht – mit sechzig Prostatektomie, zehn Jahre später schnitt man ihm ein Stück Dickdarm heraus. Aber hätte mich einer nach dem stärksten Mann gefragt, ich hätte geantwortet: der Professor Candoris. – So hatte ich ihn in Erinnerung. So habe ich ihn in Erinnerung: aufrecht, für Sekunden erstarrt, ehe er einen Gedanken in einen Satz faßte, der mir um so gewichtiger erschien, je nachlässiger er dahingesagt wurde. Zum Beispiel – nicht ganz willkürlich aus meinen Notizen gelesen: »Welchen Wert das Leben eines Menschen hatte, zeigt sich in dem Wert, den jene, die seinem Leben Wert gaben, ihm in ihrem eigenen Leben weiterhin beimessen.« Um einen gleich darauf anzublicken und mit den Mundwinkeln zu zucken – als schäme er sich, daß ihm wieder einmal nur ein Zopf von einem Satz gelungen war; aber auch, als amüsiere er sich über unsere Begriffsstutzigkeit, die er wieder einmal aus ihrer Tarnung gelockt hatte.

Carl war ein sehr reicher Mann; er war – wie ich im Verlauf der Recherche zu diesem Buch bestätigt bekommen habe – Erbe der Feinkost-, Süßwaren- und Kolonialwarenkette Bárány & Co. (das ist nach seinem Großvater Ludwig Bárány), die in mehreren Städten in Europa Kontore und Läden unterhielt oder an solchen beteiligt war. Vieles hatte er verkauft, nicht, weil er das Geld gebraucht hätte, als Universitätsprofessor verdiente er

ja auch nicht schlecht, sondern weil er es irgendwann leid war, sich um die Geschäfte zu kümmern. Er war der großzügigste Mensch, den ich je kennengelernt habe. Er legte Wert auf gute Kleidung, bevorzugte Anzüge aus Flanell in den Farben des Herbstes und hatte nie das Haus verlassen, ohne sich eine Krawatte umzubinden. Und so hielt er es auch, als ich ihn – sobald es meine Kräfte zuließen – im Rollstuhl ins Dorf und zum Friedhof vor das Grab von Margarida schob, die dort seit neunzehn Jahren lag, oder wenn ich mit ihm, wie es bald unsere tägliche Gewohnheit wurde, durch den Schneematsch an der Lanserbahn entlangfuhr und über die langen flachen Stufen hinunter zum Lancersee. Sein Mantel mit dem eingeknöpften Winterfutter war mir vertraut wie ein eigenes Kleidungsstück; ich kannte ihn seit meiner Kindheit, er hatte sich immer wieder neue Stücke anfertigen lassen, jedes nach dem Muster des ersten. Wir haben uns übrigens nie umarmt. Daß er mich mit den Händen bei den Oberarmen hielt, das schon. Sein Spezialgebiet war die Zahlentheorie gewesen, über die er einmal sagte, sie sei »schön und ohne Sinn wie das Leben und wie dasselbe bestehend aus einer Aufeinanderfolge von Problemen und Lösungen, was, weil die Aufeinanderfolge sich unendlich fortsetzt, schließlich auch den Begriffen Lösung und Problem jeden Sinn nimmt«.

Zwanzig Tage blieb ich bei ihm. Dann fuhr ich zurück nach Wien und hörte seine Stimme nie mehr wieder. Ich rief bei ihm an, Mobil und Festnetz; er nahm nicht ab. Mehrmals am Tag rief ich an; ich sprach auf den Anrufbeantworter, bat ihn, mich zurückzurufen. Er rief nicht zurück. Schließlich erhielt ich einen Anruf von seiner Pflegerin Frau Mungenast. Sie teilte mir mit, daß Professor Candoris am Abend in seinem Bett eingeschlafen und am Morgen nicht mehr aufgewacht sei.

Mein Name ist Sebastian Lukasser. Ich bin Schriftsteller, zweiundfünfzig Jahre alt und lebe in Wien, allein; unterhalte eine Beziehung zu einer Frau, die achtzehn Jahre jünger ist als ich und die das, was wir miteinander haben und was wir für einander sind, genau so bezeichnet hat, nämlich als Unterhaltung – wogegen ich viel einzuwenden hätte, allerdings nicht das, was sie sich erhofft.

Vor langer Zeit war ich verheiratet. Ich habe einen Sohn; er wohnt bei seiner Mutter in Frankfurt; vor einem Jahr hat er mich besucht, da hat er mich zum erstenmal aus bewußten Augen angeschaut. Wir saßen zusammen in meiner Küche, als Frau Mungenast anrief.

Meine Mutter lebt noch, mein Vater nicht mehr. Meine Mutter habe ich fünfzehn Jahre lang nicht gesehen, erst wieder bei Carls Beerdigung. Dieses Buch wird auch das Resümee meiner Familie werden, und ich befürchte, ich trete damit für immer aus ihr heraus; was natürlich eine Illusion ist, denn unsere Familie hat bereits mit Carls Tod aufgehört zu existieren.

Carl hatte nie viel übrig gehabt für Gesprächsverzierungen. Ich war noch keine fünf Minuten in Lans, hatte das Haus noch gar nicht betreten – wir saßen in der Februarsonne im Schutz des an der Wand aufgestapelten Brennholzes –, da kam er bereits auf das Wesentliche – sein Wesentliches! – zu sprechen, nämlich, daß er mehr von mir wolle, als daß ich ihm lediglich an seinem Ende etwas Gesellschaft leiste. Ob ich mir vorstellen könne, etwas über sein Leben zu schreiben. Korrigierte sich gleich – als hätte er nicht jedes Wort im vorhinein abgewogen und geprüft: »Nicht *über*. Und auch nicht *etwas*. Daß du *mein Leben nacherzählst*. Das meine ich.«

Also eine Beichte. Ich gebe zu, das war mein erster Gedanke. Der zweite war: Er kann es nicht ernst meinen. Wir sahen uns an, und was ich erwartete, fand ich in seinem Blick: den Zweifel, der sich sogleich bei ihm meldete, ob ich wirklich der Richtige sei; und fand nicht: den Zweifel, ob das ganze Unternehmen richtig sei.

»Bevor du mir antwortest«, unterbrach er meine Gedanken, »möchte ich etwas klären. Es wird Geld zwischen uns keine Rolle spielen. Wenn du willst, daß ich dir etwas für diese Arbeit bezahle, sag es mir gleich. Ich sage *dir* gleich, ich würde es nicht verstehen. In diesem Falle bitte ich dich, meine Anfrage zu vergessen. Solltest du aber mit meinem Vorschlag einverstanden sein, werde ich in einem Schriftstück beim Notar hinterlegen, daß alle Einkünfte, die aus einer eventuellen Veröffentlichung meines Lebens erwachsen, ausschließlich dir zustehen.«

»Wieviel Zeit gibst du mir?«

»Wenn du pissen mußt, piß an die Fichte. So viel Zeit gebe ich dir.«

Ich hatte bereits über ihn geschrieben! Zwei kurze Erzählungen von knapp zehn Seiten jede. In einer der beiden habe ich ziemlich getreu jene Geschichte erzählt, als Carl Ende der dreißiger Jahre in London von einem Offizier der Royal Air Force als Agent angeworben worden war, damit er über seine deutschen Mathematiker- und Physikerfreunde herauskriege, wie weit die Nazis in der Uranforschung seien. Die Pointe der Geschichte – in Wirklichkeit und in meiner Erzählung –: Carl (in meiner Geschichte heißt er Phillip) fragt den Offizier, wieviel Zeit er ihm gebe, um sich zu entscheiden; der Offizier antwortet: »Bis ich mein Wasser abgeschlagen habe.«

»Ich würde niemals Geld von dir nehmen«, sagte ich.

»Das weiß ich«, antwortete er, »aber versetze dich bitte in meine Lage. Wäre es nicht sehr arrogant von mir, dieses Thema einfach nicht anzuschneiden?«

In der anderen Erzählung, der älteren, kommt ein Biologe vor, der deutlich die Züge von Carl Jacob Candoris trägt. Bevor ich sie damals veröffentlichte, schickte ich sie meiner Mutter, ohne Kommentar. Sie schrieb mir zurück, schon nach dem ersten Absatz habe sie gewußt, daß es sich bei diesem frostigen Wissenschaftler um Carl handle, und rügte, ich sei ungerecht gegen ihn – was mich in zweifacher Hinsicht verwirrte: erstens war immer sie es gewesen, die Carl ungerecht beurteilt hatte, ihm abweisend und mißtrauisch begegnet war – diese Meinung teilte ich mit meinem Vater –; zweitens konnte ich in dem Charakter des Biologen nichts Kaltes finden; Spitzfindiges ja, daß er vielleicht zu analytisch an seine und die Sache der anderen heranging, aber kalt im Sinne von herzlos, nein. Wie alle meine Bücher habe ich Carl auch den Band geschickt, in dem die Geschichte abgedruckt war. Er hatte mir nicht darauf geantwortet. Erst im Laufe meines letzten Besuchs, wenige Wochen vor seinem Tod, gestand er mir, die Geschichte habe ihn damals gekränkt (was mir eine weitere Bestätigung war, daß meine Mutter ihn besser gekannt hat, als ich es je für möglich hielt, nämlich besser als ich und mein Vater, ja vielleicht sogar besser als Margarida).

»Ich will es versuchen«, sagte ich.

»Wo fangen wir an?« fragte er.

»Am Anfang natürlich«, sagte ich.

## 2

Carl war mein Pate, das heißt, er war mein Taufpate nach katholischem Ritus, aber er war viel mehr: Er war mein Schutzengel. Dabei kann ich nicht einmal für mich in Anspruch nehmen, im Kernschatten seiner Flügel gestanden zu haben; denn dieser Platz war ausschließlich für meinen Vater reserviert gewesen. Meine Mutter und ich, die wir uns an meinen Vater klammerten, damit er nicht umstürzte, hatten lediglich die Ränder des Schattens bezogen. Ob der Schutzengel das beabsichtigte? Oder hat er es bloß in Kauf genommen? Die Lukassers – Agnes, Georg, Sebastian – riefen nach ihm, und er verließ sein Institut in Innsbruck, um sich ihr Gejammer und Geschrei, ihr Herumgedruckse, ihre Empörungen, Ressentiments, Proteste, ihre Neid- und Mißgunstanfälle, ihre Aggressionen und Geldsorgen, ihren Weltschmerz und ihre Frustrationen anzuhören. Für uns war das Leben eine andauernde Aufeinanderfolge von Problemen; er bot die Lösungen an. Durften wir darauf vertrauen, daß er sich nicht von uns abwandte? Es sei das Geheimnis des Charismatikers, sagt der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton sinngemäß, daß große Gunst zu gewähren und große Gunst vorzuenthalten aus seinen Händen zu ein und derselben Geste werden. Das Vertrauen, das uns Carl entgegenbrachte, hätten wir uns selbst niemals entgegengebracht; es war entweder übermenschlich oder unglaublich. Im ersten Fall hätten wir nur enttäuschen können; im zweiten wäre sein Umgang mit uns nichts weiter als ein Spiel gewesen, bei dem wir, weil wir Figur oder Würfel oder beides waren, logischerweise nicht nachvollziehen hätten können, was daran lustig sein sollte.

Am Anfang unserer Familie war Carl; ihr Keim war gepflanzt in seiner ersten Begegnung mit meinem Vater. Als er meinen Vater zum erstenmal gesehen habe, erzählte Carl, sei nach wenigen Minuten in ihm beschlossen gewesen, daß er sich mit ihm anfreunden wollte, daß er ihm – er betonte –

»demütig« folgen und alle Schwierigkeiten beiseite räumen wollte, die sich mit Sicherheit über dem Weg dieses Mannes türmen würden.

Carl und mein Vater waren so verschieden, wie zwei Menschen nur verschieden sein können. Sie lernten einander in Wien nach dem Krieg kennen; mein Vater war vierundzwanzig, Carl bereits vierzig. Wer schon einmal ein Bild des amerikanischen Folksängers Woody Guthrie gesehen hat, dem brauche ich meinen Vater nicht zu beschreiben – klein, sehnig, zäh, widerborstige dunkle Locken, das Gesicht hager und blaß, im unteren Teil grau von den unbändig nachdrängenden Bartstoppeln, ernste alte Augen, ernster Mund, sogar wenn er bis über die Stockzähne lachte, was ansteckend war, aber immer auch etwas Konspiratives, Rattenhaftes an sich hatte. Irgendwann in den sechziger Jahren zeigte ich ihm ein Bild von Woody Guthrie, und er glaubte selbst, er sei es. Guthrie hatte auf dem Foto eine Gitarre im Arm – »Was ist das für eine Gitarre? Ich hab' doch nicht so eine Gitarre!« –; an der Gitarre erkannte er, daß es ein anderer war; meine Mutter und ich haben uns schief gelacht.

Wie Woody Guthrie war mein Vater Musiker, und er war nie etwas anderes gewesen. Während des Krieges hatte er Miete, Essen und Versicherungen für sich und meine Großmutter verdient, indem er als der Contragitarist in einem Schrammelquartett in den Heurigenlokalen auftrat, in Grinzing und Döbling, nach dem Krieg auch in den vom Bombenschutt freigelegten Kaffeehäusern und Schanigärten der Innenstadt. Mein Großvater lebte nicht mehr. Auch er war Musiker gewesen, auch er hatte die Contragitarre gespielt; das Lukasser-Quartett war in den dreißiger und vierziger Jahren die erfolgreichste Schrammelformation der Stadt gewesen. Mein Vater hatte eine Handelsschule besucht, aber vorzeitig abgebrochen und sich ab seinem sechzehnten Lebensjahr ganz der Musik verschrieben; nach dem Tod meines Großvaters übernahm er das Quartett. Er mochte es übrigens nicht, wenn man ihn einen Musiker nannte, er sagte: »Ich bin ein Musikant. Mein Vater war ein Musikant, und ich bin ein Musikant.« Später, als er längst schon keine Schrammelmusik mehr spielte, bildete er sich eines Tages aus heiterem Himmel ein, die »Fachwelt« (ein Wort, das er stets mit

einer für mich beschämenden Unterwürfigkeit aussprach) lache über Musikant als Berufsbezeichnung – von da an bestand er darauf, Musiker genannt zu werden.

Hauptsächlich aber trat er nach dem Krieg in den diversen Jazzlokalen auf, die vor allem in den amerikanisch besetzten Bezirken der Stadt eröffneten – in den ersten Monaten 1946 jede Woche eines. Die bekanntesten Lokale waren im Keller vom Café Landtmann, im Souterrain vom Rondell-Kino in der Riemergasse und die Bijou-Bar in der Naglergasse; der Embassy-Club in der Siebensterngasse im siebten Bezirk war der vornehmste Club, er wurde von einem Amerikaner geführt und war ausschließlich für amerikanische Soldaten gedacht. (Die Musiker, die hier spielten, waren fast alle schwarz, die Zuhörer ohne Ausnahme weiß.) Österreicher durften das Lokal nur in Begleitung oder unter Vorlage einer schriftlichen Empfehlung eines (weißen) US-Bürgers besuchen. Aber nur wenige Einheimische konnten sich Eintritt und Getränke leisten, gern gesehen waren sie in jedem Fall nicht.

Im Embassy-Club hörte Carl meinen Vater zum erstenmal. Mein Vater betrat allein die Bühne, für seine Musik ließ sich nicht so ohne weiteres eine Band zusammenstellen. Der Besitzer bat die Gäste, ihre Unterhaltungen, und die Kellnerinnen, ihre Arbeit zu unterbrechen. »Ladies and Gentlemen, George Lukasser, the Genius!«

»Ein schwer definierbares Widerstreben ging von ihm aus«, erzählte Carl. »Der Zauber öffentlich zur Schau gestellter schlechter Laune. Er wirkte so hilflos. Wie ein Anfänger wirkte er. Als würde er zum erstenmal vor einem Publikum spielen und niemand hätte ihm gezeigt, wie das geht. Er war schon ein schlauer Hund und berechnend! Er tat alles, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Und wenn ihn die Leute auch nur deshalb anstarnten, weil sie darauf warteten, daß er das Übergewicht bekommt und vornüber von der Bühne fällt, solange sie still waren und nicht in eine andere Richtung schauten, war es ihm recht.«

Mein Vater war die Sensation des Abends; er war die Sensation des Clubs für über ein Jahr.

Am Anfang galt er wohl als eine Kuriosität; er spielte ein Instrument, wie die Amerikaner noch nie eines gesehen hatten, eine Gitarre mit zwei Hälzen, mit einem normalen Gitarrenhals für sechs Seiten und einem, der weiter oben aus dem Resonanzkasten trat, an dem sieben Baßsaiten aufgespannt waren, die aber nicht über ein Griffbrett liefen, also nicht gedrückt wurden, sondern nur angeschlagen oder gezupft. Carl, der in Wien aufgewachsen und seit seiner Kindheit selbstverständlich immer wieder in Heurigenlokalen gewesen war, war dieses Instrument vertraut, darüber staunte er nicht; aber über die Musik, die er zu hören bekam, staunte er. Dieser schmächtige Mann, dessen Alter er nicht schätzen konnte, trug keine Schrammeln vor, wie die Contragitarre erwarten ließ; er eröffnete mit Cole Porters *In the Still of the Night*, tat dabei aber so, als wäre diese Nummer in Wahrheit ein Schrammelstück, das erst er in ein Jazzstück umkrempelte. Als zweite Nummer gab er einen Walzer von Lanner, dessen Melodie er aber nur einen flotten Durchgang gönnte, ehe er darüber zu improvisieren begann, und zwar in so aberwitzigen polytonalen Bögen, daß Carl, wie er erzählte, der Kehlkopf weh getan habe, so sehr habe alles in ihm darum gefleht, die Lannersche Melodie singend aufrechtzuhalten, damit dieser tollkühne Gitarrist dort auf der Bühne nur ja nicht den Weg durch das Minenfeld seiner Improvisation verliere. Es folgte Ellingtons *In a Sentimental Mood* – mein Vater habe den Titel mürrisch in fadenscheinigem Englisch angekündigt und ein beiläufiges Entree hingelegt, bestehend aus, wie Carl bei späteren Auftritten mitzählte, fünfundzwanzig Akkorden, ehe er in diese so freundliche, sonnige Romanze einbog, die er wieder in einer Weise interpretierte, daß man glauben wollte, der Duke habe das Stück nach einem Heurigenbesuch in Grinzing komponiert. Den weiteren Abend bestritt er mit eigenen Kompositionen und Improvisationen zu spontanen Einfällen.

Die Zuhörer waren begeistert; begeistert von der Virtuosität und der Vielfalt der musikalischen Einfälle und sicher auch von der sperrigen Erscheinung meines Vaters. Carl aber war tief berührt, und er wäre, wie er sagte, gern allein gewesen und hätte Stille um sich gehabt. Nie vorher habe er einen Musiker gehört, dem es in solcher Vollkommenheit gelungen sei, Ton und Empfindung in eins zu setzen. Nicht Musik aus Musik habe er

gehört; Bezugnahme auf andere Gitarristen, Zitate aus anderen Stücken, wie sie bei den Improvisationen des Bebop üblich waren, gab es in dieser Musik nicht. »Ich hatte das angenehm unangenehme Gefühl, doch so etwas wie eine Seele zu besitzen«, erzählte Carl immer wieder – mein Vater wand sich vor Verlegenheit, wenn er mithörte; sicher war er auch stolz, vor allem aber war er ungeduldig, weil es immer das gleiche war, was ihm an Lob geboten wurde, und nicht einmal eine kleine Steigerung oder wenigstens eine neue überraschende Wendung. »Es war, als ob er zu uns spräche, ohne Umweg, sogar ohne den Umweg über die Musik, so paradox das klingen mag. Nicht zu einem Publikum sprach er. Publikum ist überall. Publikum ist ein Begriff, der gleichmacht. Jeder im Club durfte sich sagen: Er spricht zu mir, in Wahrheit spricht er nur zu mir. Und jeder hat ihn verstanden. Da saßen Franzosen, Amerikaner, Briten, Österreicher, Ungarn, Tschechen, und ich versichere euch, hätte sich einer der Mühe unterzogen, jeden einzelnen nach dem Konzert zu bitten, er möge aufschreiben, was der Bursche vorne auf der Bühne hinter der komischen Gitarre seiner Meinung nach erzählt habe, man hätte hinterher einen Packen Papier in der Hand gehalten, beschrieben in einem halben Dutzend Sprachen, aber auf jedem Blatt wäre die gleiche Geschichte gestanden.«

Nachdem er ihn drei Abende hintereinander gehört hatte, trat Carl vor meinen Vater hin, stellte sich vor und sagte etwas Verhängnisvolles, nämlich: Er kenne nur einen, der auf der Gitarre ebenso unmittelbar zu den Menschen spreche, nämlich Django Reinhardt. Den Namen dieses Gitarristen hatte mein Vater schon gehört, seine Musik aber noch nicht. Also lud ihn Carl zu sich nach Hause ein und spielte ihm auf dem elektrischen Grammophon eine Aufnahme des Quintette du Hot Club de France mit Django Reinhardt auf der Gitarre und Stéphane Grappelli auf der Geige vor. Und wie hat mein Vater darauf reagiert? So: Er war empört. Er war beleidigt. Er war eifersüchtig. Er war verzweifelt. Die Tränen standen ihm in den Augen. – Ich kann mir gut vorstellen, wie das aussah, ich habe ähnliche Momente erlebt: Seine Augen waren alt, kalt, reglos wie immer, aber die Tränen stiegen in ihnen auf, als würden sie aus dem Körper nach oben gepumpt. – Was der Herr Doktor damit bezwecke, ihm so etwas vorzuspielen, fragte er. Was für

ein Vergnügen es dem Herrn Doktor bereite, ihm zu erzählen, daß dieser Zigeuner eine kaputte Griffhand habe? Ob ihn der Herr Doktor demütigen wolle? Ob er ihm damit sagen wolle, es habe keinen Zweck, wenn er weiter Läufe und Akkordfolgen übe, weil der mit nur einer halben Hand so viel besser spiele? Und so weiter. Carl war perplex. Aber er sah meinem Vater an, daß die Gedanken in seinem Kopf uferlos geworden waren, daß er verzweifelte, als hätte Django Reinhardt mit dieser knapp vier Minuten dauernden Improvisation über Tschaikowskys *Pathétique* ihm alle Zukunft genommen. »Django Reinhardt ist der Beste«, habe Carl gestammelt, »und Sie sind genauso gut wie er! Ist es denn eine Schande, so gut wie Django Reinhardt zu sein?« Er habe sich gedacht, er müsse angeben, müsse sich aufplustern, erzählte Carl, sonst höre dieser närrische Bursche mit dem Körper eines Kindes und den Augen eines alten Mannes nicht auf ihn. »Ich mußte ihn doch irgendwie überzeugen, daß meine Begeisterung Wert hat!« Er herrschte ihn mit Befehsstimme an: »Hören Sie zu! Ich darf mit ruhigem Gewissen von mir behaupten, ein wirklich exzellenter Jazzkenner zu sein, und was ich sagen will, ist folgendes: Ich habe fast ein Jahr in New York gelebt, ich kenne alle Clubs dieser Stadt, ich habe Lester Young auf seinem Tenor spielen hören, allein und mit Count Basie, habe Billie Holiday singen hören und habe Fletcher Henderson die Hand gegeben. Ich war einer der wenigen Weißen, die im Savoy in Harlem Zutritt hatten, und ich war dort an dem Tag, als es geschlossen wurde. Sie können mir also glauben, ich habe viele Gitarristen gehört, die etwa in Ihrem Alter sind, Herr Lukasser. Ich habe Barney Kessel gehört und Teddy Bunn, Jimmy Shirley und George Barnes, aber keiner von denen – nicht einer! – hat auch nur annähernd soviel Talent wie Sie!«

Von den genannten Gitarristen hatte mein Vater noch nie etwas gehört.  
»Wenn sie nicht so gut sind wie ich, brauche ich sie nicht zu kennen.«

»Sie sind nicht so gut.«

»Wirklich nicht?«

»Wirklich nicht.«

»Aber sie spielen in New York.«

»Aber sie sind nicht so gut wie Sie, und sie werden es nie sein.«

»Und diesen Zigeuner, den haben Sie auch spielen gesehen?«

»Ja, natürlich. Vor dem Krieg in Paris.«

»Und auf der Bühne ist er nicht schlechter als auf der Schallplatte?«

»Er ist auf der Bühne besser.«

»Noch besser!« schrie mein Vater auf. »Sogar noch besser! Und ich? Was bin ich? Was kann ich neben dem schon sein?«

Bestenfalls, dachte Carl, kann er nicht logisch denken, schlimmstenfalls ist er paranoid.

Aber er hatte einen Narren an meinem Vater gefressen; und er sah es als seine Aufgabe an, die außerordentliche Begabung dieses jungen alten Mannes zu fördern, diesen außerordentlich komplizierten und – das war ihm schon nach dem ersten Gespräch überdeutlich klar geworden – zerstörerischen Charakter vor der Welt und vor sich selbst zu beschützen. Meine Mutter, die lange ein – um es vorsichtig auszudrücken – distanziertes Verhältnis zu Carl hatte (und erst nach dem Tod meines Vaters unter seinen Einfluß geriet), war immer der Meinung gewesen, Carl bediente sich des Talents meines Vaters, um sich damit zu schmücken und seine eigene allumfassende Talentlosigkeit für sich selbst erträglicher zu machen. Damit hatte sie nicht unrecht; Carl hätte ihr zugestimmt. Aber sein lebenslanges Interesse, seine Treue, ich darf sagen, seine Liebe zu meinem Vater sind damit natürlich nicht erklärt. Ich habe mich oft gefragt, worüber die beiden eigentlich redeten, wenn sie nicht über Musik redeten. Von meinem Vater wußte ich, daß er über alles redete, außer über Musik, daß er zu allem eine Meinung hatte, außer zur Musik. Das meiste war Quatsch, was er redete, halbwahr und von seinen Vorurteilen diktiert. Also worüber redeten die beiden?

### 3

Carl hatte gute Kontakte zu den Amerikanern in Wien. Er verschaffte meinem Vater Auftritte in allen wichtigen Jazzclubs der Stadt, und überall war man überwältigt von der Fulminanz dieses Wunderkindes. Tatsächlich

war die Synthese aus Wienerlied, Swing und Bebop und die eigentümliche Spielweise auf diesem eigentümlichen Instrument etwas im Wortsinn Unerhörtes. Und dann geschah ein Wunder: Die amerikanische Jazz-Zeitschrift *down beat* wurde auf meinen Vater aufmerksam. Wie es dazu gekommen war, weiß ich nicht, und Carl weiß es auch nicht – behauptete er; jedenfalls sei eines Abends John Maher persönlich, der Herausgeber des Magazins, im Embassy-Club aufgetaucht und habe sich meinen Vater angehört. Am Schluß jauchzte er und trampelte mit den Füßen, zeigte seine Zähne, raufte sich den Hosenbund bis unter die Brustwarzen und fragte, wer der Manager dieses Magiers sei, und der Clubbesitzer führte ihn – als bestehe nicht der geringste Zweifel – zu Carls Tisch. Maher schlug vor, Carl solle meinen Vater für *down beat* interviewen. So war der Name Georg Lukasser zum erstenmal in Amerika zu lesen.

In diesem Interview erzählte mein Vater sonderbare Dinge; das heißt, was er erzählte, war weniger sonderbar als die Art, wie er es erzählte: sprunghaft, in derben Worten, ressentimentgeladen, fanatisch; Großes wie Krieg und Frieden kommentierte er mit dünnen dummlichen Phrasen, auf unwichtige Dinge dagegen ging er akribisch ein, so zum Beispiel, wenn er beschrieb, wie sich der alte, hochverehrte, weißmähnige, weißbärtige, griesgrämige Contragitarrenkönig Anton Strohmayer vor seinen Auftritten die Fingernägel gefeilt habe. Carl notierte den Sermon, sorgte bei der Reinschrift dafür, daß die Sätze halbwegs den grammatischen Regeln folgten, beließ aber, ja, verstärkte sogar, wie er später zugab, die skurrilen Eigenheiten und übersetzte schließlich alles ins Englische. Es war die Zeit, als der Swing in Amerika klassisch wurde und der Bebop zu einer explosiven Blüte ansetzte; wer selbst nicht mitspielen konnte, schrieb darüber, aus jedem Rülpser eines Ben Webster, eines Charlie Parker, eines Max Roach oder eines Dizzy Gillespie wurde eine Philosophie gezopft, die verminderte Quint wurde als akustische Ikone jenes Lebensgefühls gefeiert, das die Franzosen wenig später Existentialismus nannten, und alle waren auf der Suche nach originalen – eben sprunghaften, derben, ressentimentgeladenen, fanatischen – Genies, die nicht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem unterscheiden wollten und, wenn möglich, Autodidakten waren. Im Bebop

herrschte das Tenorsaxophon, aber das Tenor bot den federführenden Feinspitzen inzwischen nur noch wenig Überraschung, die Gitarre schob sich ins Zentrum ihres Interesses – Charlie Christian wurde wiederentdeckt, Django Reinhardt war in New York wie ein Gott gefeiert worden. Für die Amerikaner war Österreich, falls sie überhaupt etwas über dieses Land wußten, ein dumpf-bäuerlicher Hinterwald, aus dem Adolf Hitler gekrochen war, um Europa anzuzünden, und wenn von dort Nachricht über einen Jazzer eintraf, war das mehr als nur exotisch. In der amerikanischen »Fachwelt« löste das Interview großes Interesse aus. Art Hodges, selbst Pianist und nebenbei Mitherausgeber der Konkurrenzzeitschrift *Jazz Record*, schrieb im folgenden Heft von *down beat* einen Gastkommentar über europäischen Jazz, und in einem Absatz ging er auf meinen Vater, diesen »neuen Stern mit dem komischen Instrument«, ein und forderte Aufnahmen. Der Mann solle nach New York kommen, schrieb er; wenn es für Künstler wie ihn auf dieser Welt einen Platz gebe, sei der hier und nirgendwo sonst. Obendrein meldete sich auch noch das exklusive Jazz Label *Blue Note* beim »Manager« meines Vaters. Carl hatte in den dreißiger Jahren in New York das Entstehen einer unabhängigen Studio- und Vertriebsszene miterlebt, er war oft in Milton Gablers legendärem Commodore Music Shop in der 44. Straße gewesen, aus dem *Blue Note Records* hervorgegangen waren, und hatte dort sehr viel Geld für Schallplatten liegenlassen. Er riet meinem Vater dringend, die Einladung anzunehmen, selbstverständlich würde er für alle Kosten aufkommen, und wenn er es wünsche, werde er ihn begleiten. Mein Vater aber wehrte ab. Nicht, weil er sich von Carl nicht aushalten lassen wollte. Und sicher nicht, weil er sich vor der großen Stadt fürchtete. Er fühlte sich nicht reif genug für eine Schallplattenaufnahme. Es dauerte noch eine Weile, bis es soweit war; und dann spielte er nicht mehr auf der Contragitarre – nie mehr – natürlich »nie mehr«; lauwarme Zwischenzustände wie »manchmal« oder »selten« oder »ab und zu« oder »bisweilen« kannte mein Vater nicht; für ihn gab es nur: immer oder nie.

Mein Vater konnte mit seinen vierundzwanzig Jahren bereits auf eine lange Karriere als Musiker zurückblicken. Zum ersten Mal war er auf der

Bühne eines Tanzlokals gestanden, da war er noch nicht zehn gewesen. Seit seinem vierzehnten Lebensjahr war er regelmäßig gemeinsam mit meinem Großvater aufgetreten. Ich erinnere mich an ein Foto: mein Vater, versteckt hinter seiner Gitarre, neben ihm mein Großvater mit einem Schnurrbart à la Johann Strauß, auf seinen Sohn deutend wie ein Dompteur auf einen Affen. Mein Vater hatte sich eine eigene Technik erarbeitet, die es ihm ermöglichte, seine kleine Hand schnell zwischen den Gitarrensaiten und den Baßsaiten zu bewegen. Einer der Höhepunkte der Abende war, daß mein Großvater ein Stück begann, meistens einen Galopp, mein Vater einsetzte, mein Großvater ihn antrieb, schneller, schneller, und mein Vater die Geschwindigkeit der Schlaghand zu einem wahren Teufelstanz steigerte, bis einige Damen im Publikum »Aufhören! Aufhören!« riefen, weil sie fürchteten, das Kind könnte vor ihren Augen zusammenbrechen.

Mein Großvater starb an Lungenkrebs, der Krieg war gerade ein Jahr alt und sein Sohn achtzehn. Zum Militärdienst wurde mein Vater nicht eingezogen, nicht wegen Kleinheit und Magerkeit, sicher auch nicht, weil meine Großmutter ohne ihn vielleicht verhungert wäre – wen hätte das damals groß gekümmert? –, sondern, weil er an der Heimatfront gebraucht wurde, nämlich zur musikalischen Unterhaltung der Parteibonzen im feinen Hietzing. Den Nazis verdankten er und meine Großmutter, daß sie nicht delogiert wurden und auch in den letzten Kriegsmonaten ihre Sachen noch einigermaßen zusammenhalten konnten.

Schon während des Krieges war mein Vater mit dem Jazz in Berührung gekommen. Was er übrigens ebenfalls den Nazis verdankte. Konkret der Gestapo von Paris. Die hatte nämlich im Zuge einer Razzia die beliebte Band des Club Ventdour verhaftet – wegen Jazz! – und nach Wien zur Zwangsarbeit überstellt. Den österreichischen Nazis schien die Musik jedoch zu gefallen. Einer der Musiker, der Schlagzeuger Arthur Motta (nach dem Krieg spielte er eine kurze Zeit mit Django Reinhardt zusammen), wurde sogar für die Tanzkapelle des Reichssenders Wien verpflichtet. Die Musiker durften sich relativ frei in der Stadt bewegen, und so trafen sie bald mit Wiener Kollegen zusammen, mit Uzi Förster, dem Pianisten Roland Kovac – und eben auch mit meinen Vater. Einer der Franzosen, Marcel Etlens hieß er,

er war Akkordeonist, Bassist und Gitarrist, befreundete sich mit ihm. Er zeigte ihm Tricks. Wobei sich mein Vater partout nichts auf der Gitarre beibringen lassen wollte; er habe, sagte er, den besten Gitarrelehrer gehabt, nämlich seinen Vater, und er habe bis an sein Lebensende genug zu tun, um alles, was der in seinen Kopf gepflanzt habe, in die Hände wachsen zu lassen. Was ihn interessierte, war, Effekte und Klänge, wie sie auf anderen Instrumenten hervorgebracht wurden, auf die Gitarre zu übertragen. Von Arthur Motta ließ er sich verschiedene Rhythmen zeigen, studierte genau die Technik, wie er die Trommeln und Becken schlug, wie er Syncopen knapp neben den erwarteten Stellen setzte und so die Dynamik steigerte. »Eine Fremdsprache lernen«, nannte er das. Gitarristen ist er sein Leben lang aus dem Weg gegangen; aber von Louis Armstrongs Gesang schaute er sich das Vibrato ab, ebenso vom Gesang der Marilyn Monroe; wie man mit leisen Tönen umgeht, lernte er von Lester Youngs Saxophonspiel und – später – von den zarten Melodien aus Chet Bakers Trompete; von Coleman Hawkins, den er eine Zeitlang fanatisch verehrte, übernahm er die Eigenart, sich einen Ton in einem hüpfenden di-dam zu holen und zwischen zwei Phrasen über die chromatische Tonleiter hinunter zu tanzen wie Fred Astaire über eine Treppe in die Arme von Ginger Rogers, nur etwa viermal so schnell. Hawkins Tenorsax inspirierte ihn außerdem zu Soli auf den Bässen der Contragitarre, wobei er, um nicht nur eine nach der anderen frei zu zupfen, mit der Hülle eines Lippenstifts über die Saiten fuhr, eine Technik, von der ihm ein schwarzer amerikanischer Soldat erzählt hatte, daß sie die Bluesgitarristen im Mississippidelta gern anwendeten (was auf der Contra allerdings erst einen Effekt erzielte, wenn er das Instrument nahe am Mikrophon spielte). So hat er es immer gehalten; wenn ihn einer über Musik hätte reden hören, und er hätte ihn nicht näher gekannt, er wäre wohl zur Ansicht gekommen, mein Vater interessiere sich für alles, nur nicht für die Gitarre. Ich erinnere mich an seine Thelonius-Monk-Phase; ich lernte gerade das kleine Einmaleins, als er, stöhnend, grunzend, fluchend und hysterisch schreiend, in unserer Küche in der Penzingerstraße saß und sich ärgerte, weil ihm die Töne zu unverletzt kamen, er aber auf der Gitarre spielen wollte (längst nicht mehr auf seiner alten Contra, sondern auf der wunderschönen,

waldhonigfarbenen Gibson, die ihm Carl, wie er sagte »mit einem lachenden und einem weinenden Ohr« geschenkt hatte), daß es klänge wie Monk auf dem Klavier, nämlich so, als wäre er, wenn er einen Ton anschlug, noch von dem vorangegangenen so überrascht, daß er auf den folgenden nicht achten könnte und seine Finger nur eine Aufgabe hätten, nämlich zu korrigieren, immer wieder zu korrigieren, von Ton zu Ton, weswegen sich jedes Stück am Ende anhörte, als hätte es sich selbst geschrieben, und zwar zu keinem größeren als des Musikers Erstaunen. »Nie klingt ein Ton schöner, als wenn er zum erstenmal erklingt«, sagte er. »Es müßte einen Anfänger geben, der gut spielen kann.« In gewisser Weise war er ein solcher. Und genau das war es, was die »Fachwelt« begeisterte. – Und genau darauf hatte Carl im Vorwort zu seinem Interview – dem ersten und letzten in seinem Leben – besonderen Wert gelegt.

Bis zum Herbst 1948 war Georg Lukasser mit seiner Contragitarre das unangefochtene Genie der Wiener Jazzszene. Dann kam Attila Zoller aus Ungarn. Vielleicht hatte sich das Publikum an dem eigenwilligen Sound meines Vaters ja schon satt gehört; die große Neugierde jedenfalls galt nun Attila. (Ich darf ihn so nennen, schließlich hat er mir feierlich das Du angeboten; ich war sechs, und er tat, als wäre ich ein Kollege. Viele Jahre hatte es gedauert, bis sich die beiden versöhnten und Freunde wurden, was zu hundert Prozent auf Attilas Konto ging; zusammen gespielt haben sie freilich nie, privat nicht und öffentlich schon gar nicht. Nachdem sich mein Vater im April 1976 das Leben genommen hatte, schrieb Attila einen mitfühlenden Brief an meine Mutter und mich. Während meiner Zeit in Amerika besuchte ich ihn in seinem Haus in Townshend, Vermont, und ich traf dort einen der liebenswürdigsten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind. Vor einem halben Jahr kaufte ich eine CD von ihm – *Attila Zoller. Solo Guitar. Lasting Love* –, sie ist 1997 aufgenommen worden, also ein Jahr vor seinem Tod. Die dritte Nummer trägt den Titel *Struwwelpeter*. Mein Herz hat sich zusammengekrampft – »Struwwelpeter« war der Spitzname meines Vaters, Attila hat ihn aufgebracht. Ich hätte gern Carl angerufen und ihm das Stück am Telefon vorgespielt. Er hätte gesagt: Es ist

eine ironische Verbeugung vor der rhetorischen Gitarrenkunst von Georg Lukasser; und ich hätte hinzugefügt: der genau so, wie wenn er mit dem Mund redete, auch auf der Gitarre vom Hundertsten ins Tausendste kam; aber Carl hätte das letzte Wort gehabt: nur mit dem Unterschied, hätte er gesagt, daß er auf der Gitarre immer wieder zum Ausgangspunkt zurückfand.) Der Besitzer des Embassy-Club empfahl meinem Vater, sich ein halbes Jahr lang rar zu machen. »Was hält dich hier?« sagte er. »Fahr in die Staaten, dort ist Platz für viele gute Gitarristen.« Hätte er ihm ein halbes Jahr vorher diesen Vorschlag unterbreitet, wer weiß, womöglich hätte sich mein Vater über Carl ein Visum verschafft und wäre abgedampft. Jetzt ging das nicht mehr. Jetzt wäre das einer Kapitulation gleichgekommen. Was tat er? Er versteckte sich. Weinte aus steinernem Gesicht. Saß in Unterhosen und Unterhemd bei seiner Mutter am Küchentisch und war grob zu ihr. Aß nichts. Aber trank. Ich glaube nicht, daß er damals mit dem Trinken begonnen hat; er hat vorher sicher auch schon getrunken; aber nun nahm das Trinken einen anderen Charakter an.

Er hielt es bald nicht mehr aus, zu Hause zu sitzen und sich auszudenken, wie sein Konkurrent vom Publikum auf Händen getragen wurde. Er schlich sich in den Club, blieb hinten bei den Toiletten stehen und schaute sich an, wie dieser Ungar mit dem breiten Lausbubengesicht auf der Bühne saß und dabei lässigen Umgang mit einer elektrischen Gitarre pflegte, einer amerikanischen, deren Korpus eingeschnitten war, so daß man bequem auf den obersten Lagen spielen konnte. Attila war gerade einundzwanzig geworden. Er wollte Geld verdienen. So ein Abend im Embassy-Club war für ihn ein Job und hatte mit Kunst wenig zu tun. Der Besitzer hatte zu Attila gesagt, man wünsche sich nach der doch eher schweren Kost der vorangegangenen Monate etwas Leichtes, und weil Attila so gut wie alles spielen konnte, spielte er eben etwas Leichtes, konventionellen Swing. Daß ausgerechnet dieser immer etwas wie benebelt grinsende Mann Jahre später zum Wegbereiter des Free Jazz werden sollte, das konnte damals im Embassy keiner ahnen. Aber es war nicht etwa die unambitionierte Simplizität dessen, was hier geboten wurde, die meinen Vater beunruhigte. Im Gegenteil. Sein musikalisches Ideal war nämlich durchaus schlicht. Die